

Leseprobe



PAUL KERSTEN
DIE TOTEN SCHWESTERN
Zwölf Kapitel aus der Kindheit
© Lilienfeld Verlag
ISBN 978-3-940357-00-7

JUDENFILET

ER HATTE IMMER ganz rosige Finger, und er hackte die Koteletts immer so blitzschnell mit dem Beil, daß ich jedesmal dachte, jetzt haut er sich den Daumen ab oder spaltet sich die linke Hand, mit der er die Fleischknochen festhielt.

Fleischermeister Kellermann sah selber ganz fleischig aus. Die Backen hingen ihm rechts und links vom Kinn runter, und er hatte ganz feine blaurote Äderchen drauf, so als ob ihm die Haut bei frostigem Wetter geplatzt war.

Es war ja auch immer kalt bei ihm im Laden, das kam von der Kühlung für das Frischfleisch. Er selber fror nicht. Unter seinem blauweißen Kittel trug er immer einen dicken Pullover, und bestimmt hatte er, auch im Sommer, lange Unterhosen an. Kalt konnte ihm höchstens am Kopf sein, denn da drauf trug er immer nur eine Leinenmütze. Die war so klein, daß man noch ein Stück vom Haarscheitel sehen konnte. Und vielleicht lag es ja auch an der Kälte, daß seine Finger so rosig waren. Obwohl jeder natürlich dachte: die rosa Farbe kommt vom Blut.

Kellermann selber roch immer so süßlich und verräuchert, wie es bei ihm im Laden roch. Nicht nur sein Kittel roch so, auch sein Mantel, wenn wir ihm auf der

Straße begegneten, und auch seine Hand, die er uns zur Begrüßung hinstreckte.

Einmal im Jahr, kurz vor Weihnachten, machte er seinen Rundgang durch die Nachbarschaft. Auch bei uns kam er vorbei. Jedesmal schenkte er mir einen Leberwurstkringel, mit Tannenzweig und roter Schleife dran. Meine Eltern bekamen eine harte Mettwurst. Reines Schweinefleisch sei das, erklärte er, luftgetrocknet und beste Ware. Und wenn meine Mutter sich verlegen bedankte, winkte er ab und sagte, die Wurst, die sei ein Geschenk für alte Kundentreue.

Während mein Vater den Steinhäger eingöß, mußte ich Kellermann die Hand geben und mich bei ihm für die Leberwurst bedanken. Dabei roch ich es dann wieder. Noch Stunden später klebte der Geruch an meiner Hand.

Wenn er nach dem dritten oder vierten Steinhäger gegangen war, riß meine Mutter sofort alle Fenster auf. Sie machte ein angeekeltes Gesicht, schüttelte sich und sagte, der Kellermann habe ja heute wieder besonders penetrant gestunken, ob wir das nicht auch gerochen hätten. Der könne sich noch so gründlich und so oft waschen – den Blutgeruch, den kriege er nie wieder von sich ab. Der habe sich dem schon richtig in die Haut gefressen. Wie furchtbar allein der Mantel wieder gestunken habe an der Garderobe im Flur, und selbst der Hut. Der Kellermann, der könne natürlich nichts dafür. Das sei ja schließlich sein Beruf. Der müsse täglich wohl oder übel im Blut von geschlachteten Tieren rumwühlen, beim Wurstmachen und so. Und eins müsse man ihm ja nun wieder lassen: er mache die beste Blutwurst

von allen Schlachtern in der Stadt. Irgendein besonderes Gewürz müsse er da reintun. Davon schmecke die Blutwurst immer etwas süßer. Vom Geschmack her sei Kellermanns Blutwurst einfach ein Gedicht. Aber dieser Geruch an ihm selber, also davon könne einem ganz schön übel werden.

Bevor er das lange scharfe Messer ansetzte, um Rouladen oder Filet zu schneiden, wetzte er es an einem anderen Messer scharf.

Judenfilet, sagte er, dieses weiche Fleisch zwischen Sehne und Oberbeinknochen, dieser lange spitze Zipfel, das sei das beste Stück vom ganzen Rind. Das sei so zart, daß es einem auf der Zunge zergehe, butterweich und schmelzig. Das könne man, mit etwas Salz, sogar roh essen. Eine richtige Delikatesse.

Dieses Filet hätten die Juden, bevor sie einer nach dem anderen aus der Stadt verschwanden, jahrelang bei ihm mit besonderer Vorliebe gekauft. Die Juden, die hätten eben den richtigen Riecher und den richtigen Gaumen für einen Leckerbissen gehabt.

Schon Wochen im voraus hätten die manchmal das Filet bei ihm bestellt, weil es ja nie viel davon gab, von diesem köstlichen zarten Streifen. Und teuer sei das natürlich auch gewesen. Sündhaft teuer geradezu. Aber die Juden, die hätten ja immer genug Geld gehabt. Und das billigere Schweinefleisch, das hätten sie ja nicht essen dürfen, aus religiösen Gründen. Ihm sei dieser Tick mit den „unreinen Tieren“ ganz gelegen gekommen. Gut fürs Geschäft.

Jetzt, wo der Krieg nun schon ein paar Jährchen vorbei sei, könne er sich immer noch nicht abgewöhnen, „Judenfilet“ zu sagen, wenn nach dem Fleisch gefragt würde. Und seinen alten Kunden ginge es natürlich genauso. Die sagten nicht einfach Filet, sondern „Judenfilet“, weil sie das Fleisch ebenso schätzten wie damals die Juden. Manche flüsterten ihm das Wort über den Lendentisch zu. Denn mit solchen Bemerkungen und Scherzen müsse man ja heute vorsichtig sein. So mancher kriege das sofort in den falschen Hals.

Da gebe es Kunden, neue, Zugereiste, die nicht wüßten, was das sei: Judenfilet. Die schauten ihn, wenn er sie frage, ob es vielleicht ein Stück vom guten abgehangenen Judenfilet sein dürfe, immer gleich so komisch an.

Die sollten sich doch bloß nicht so anstellen. Manchmal rümpften die schon vorwurfsvoll die Nase, wenn er nur darauf hinweise, daß die Krakauer Wurst oder die Jagdwurst stärker als andere Waren mit Knoblauch gewürzt sei. Selbst darin witterten manche schon wieder eine Anspielung auf die Itzige.

Was, in Gottes Namen, könne er denn dafür, daß die Juden in allen Ländern nun mal gerne Knoblauch gefressen hätten, und die Polacken auch und die Böhmen und Tschechen, und wo sie alle herkamen. Und all die Zigeuner erst. Das wisse er doch selber am besten genau, wo er doch damals den begüterten Juden aus der Stadt zum Passahfest immer die Lämmer habe liefern müssen. Ganz frisch geschlachtet hätten die sein müssen. Möglichst noch voll mit warmem Blut. Und die Lämmer, die hätten sie dann immer mit viel Knoblauch gebraten. Der

Duft davon sei dann durch die Straßen der Stadt gezogen. Und überall, wo ein Fenster offenstand und der Knoblauchdunst rauskam, da konnte man sicher sein, daß da drin ein Jude wohnte. Nur immer dem Geruch nach. Daran habe man sie erkennen können.

Immer versprach er, uns mal zum Schlachthof mitzunehmen. Aber getan hat er es nie. Das sei, sagte er, denn doch zu grausam für uns Kinder. Den Anblick dort, den könne er uns nicht zumuten. Wie da die Kühe und Schweine mit dem Schlagbolzen umgelegt wurden. Manchmal auch noch mit dem Beil. Das viele Blut. Da würde uns sicher ganz schlecht. Und die Tiere, die zuckten ja auch noch, wenn sie schon längst in die Knie gebrochen seien, nach dem Schlag mit dem Beil oder dem Schuß mit dem Bolzen. Die Tiere, die täten uns am Ende ja doch nur leid, wenn die so hilfslos mit den Beinen strampelten oder mit den Hufen auf dem Boden scharrten, und das, obwohl die ja eigentlich schon fast tot seien. Die Nerven seien das, die zuckten und zitterten immer noch weiter, so zählebig sei das Vieh noch nach dem Tod. Wie Menschen übrigens auch. Bei Hinrichtungen zum Beispiel, wenn da einer geköpft wurde auf dem Block oder mit der Guillotine, da käme es auch öfter vor, daß dessen Rumpf dann noch, auch wenn der abgeschlagene Kopf schon in den Korb gepurzelt sei, herumzucke wie verrückt und wie noch am Leben. Die tolle Geschichte vom Seeräuber Klaus Störtebecker, die hätten wir doch sicher schon mal gehört, wie der unmittelbar nach der Hinrichtung ohne Kopf noch an zwölfen von seinen

Kumpanen vorbeigetorkelt sei. Und bei den Rindern, da sei das ähnlich, die schlügen mit Beinen und Hufen wie wild um sich, und man müsse sich manchmal direkt über sie werfen, zwei Mann gleichzeitig, um dem Tier die Beine zusammenzubinden. Das empfehle sich besonders, bevor der Bolzen angesetzt würde. Denn die Tiere, die witterten das irgendwie, wenn es ans Ende ginge. Die zitterten vorher richtig, als könnten die denken und fühlen. Schweine seien da besonders sensibel. Die kriegten manchmal schon vorher einen Herzschlag, bevor man überhaupt mit dem Bolzen arbeiten könne. Rinder dagegen gingen sozusagen ein wenig gefaßter in den Tod. Mit so einem blöden Ausdruck in den Augen. Es könnte natürlich auch sein, daß die vor Angst so glotzten.

Um das Vieh vor dem Schlachten wirklich einigermaßen ruhigzustellen, sei es wirklich die beste Methode, Vorder- und Hinterbeine zusammenzuschnüren. Bei Rindern, wie gesagt, schaffe man das meistens noch zu zwei Mann mit vereinten Kräften. Ein dritter müsse dann im richtigen Moment den Bolzen an der Stirn ansetzen.

Aber, wenn ein Pferd geschlachtet würde, also, das wünsche er keinem von uns, daß er das mitmachen müsse. Wir hätten ja gar keine Vorstellung, wie groß und stark so ein ausgewachsener Gaul sei. Wieviel Kräfte in so einem Riesentier steckten, das sei unheimlich. Und wie es einen dann so anschau, so kurz vorm Tod, direkt wie ein Mensch manchmal. Als wollte es um Hilfe flehen oder schreien. Aber das Merkwürdige sei, er habe

noch nie ein Pferd vor Todesangst wiehern hören. Und wenn er so einem edlen, stattlichen Hengst den Bolzen auf die Stirn drücke, da würde es ihn schon manchmal in der Kehle. Da könne er es kaum über sich bringen abzudrücken. Aber was sein muß, müsse sein. Und die Leute vom Schlachthof, die holten ihn ja auch immer wieder, weil er angeblich am besten mit Pferden umgehe beim Schlachten. Er mache das, sage man ihm nach, so richtig human. Andererseits, Pferdefleisch, das komme bei ihm nicht in den Laden. Nicht, daß das Pferd ein unsauberer Tier für ihn sei, aber irgendwie gebe es in ihm so etwas wie Berufsehre. Er sei kein Pferdeschlachter. Bei ihm kämen nur Rinder und Schweine unters Messer und in die Wurst.

Einmal kam das Gerücht auf, Kellermann habe Hundefleisch mitverwurstet. Frau Klein aus dem Nachbarhaus hatte ganz früh am Morgen, noch bevor es hell wurde, Hundegeheul aus dem Geräteschuppen hinter Kellermanns Laden gehört. Ein langes, klägliches Winseln, dann ein kurzes Aufjaulen, und dann, erzählte Frau Klein, sei es plötzlich totenstill gewesen. Da habe sie aus dem Fenster geschaut und Licht im Schuppen und in der Waschküche gesehen. Merkwürdige Geräusche habe sie auch gehört, so ein Kratzen und Schaben, auch sei viel Wasser gelaufen. Ob allerdings Fleisch zerhackt worden sei, das könne sie nicht beschwören. Hundefleisch in der Wurst, das könne man nicht herausschmecken, aber die Wurst werde schneller grau und bekomme einen gelben Rand an der Pelle. Darauf sollten wir achten.

Wir kauften weiter bei Kellermann, als wir sahen, daß seine Wurst keinen gelben Rand bekam. Auch war das Schweinefleisch bei ihm billiger als bei Severin in der Marktstraße. Bei dem kauften nur die Leute aus den neuen Reihenhäusern am Stadtrand, die, die ein eigenes Auto hatten und als erste einen Fernseher im Wohnzimmer.

Über Severins Laden stand nicht „Schlachterei“ wie bei Kellermann. Bei Severin stand in großen goldenen Buchstaben „Fleischermeister“ über dem Eingang, und im Schaufenster hing ein eingerahmter Meisterbrief. Severin hatte auch als erster Schlachter in der Stadt eine moderne Kühlwanne im Schaufenster, weißblaue Kacheln an den Wänden und rötliche Neonbeleuchtung in der Ladentheke. Das Fleisch bei Severin sah immer ganz dunkelrot und lila aus.

Mit Licht und Firlefanz, sagte Kellermann, werde Severins Wurst auch nicht besser. Und als wir sagten, da hätte er recht, schenkte er uns eine Bockwurst. Die haben wir gleich verschlungen, obwohl sie kalt war.

Und als ich ihm einmal geholfen hab, seinen kleinen Lieferwagen zu entladen, mit dem er vom Schlachthof kam – ich durfte einen Eimer mit blutigem Kalbshirn in den Lagerraum tragen – hat er mir zur Belohnung einen Schweineschwanz und zwei Pfoten geschenkt. Die hab ich stolz nach Hause mitgenommen.

Meine Mutter hat zuerst gedacht, die hätte ich geklaut. Dann hat sie sie an die Erbsensuppe gekocht und gesagt, der Kellermann, der sei, obwohl er ja so einen rohen und blutigen Beruf habe, im Grunde ein ganz lieber Mensch.

Auch wenn er manchmal, da habe sie genau drauf geachtet, zu knapp abwiege. Im Krieg allerdings, besonders zuletzt, als es nichts mehr zu essen gab, da habe der Kellermann ihr dann und wann einen Wurstzipfel zugeschickt, und, ganz zum Schluß, als die Amerikaner kamen, sogar einen ganzen Schinken geschenkt. Aus seinem Geheimvorrat sozusagen.

An einem Sonntagmorgen sei das gewesen, da sei er plötzlich bei ihr aufgetaucht mit dem Schinken. Den hätte er in einen alten Kartoffelsack gewickelt gehabt. Wortlos hätte er ihr den auf den Wohnzimmertisch gelegt und erst, als sie sich von ihrer Überraschung erholt hatte, zu ihr gesagt: „Jetzt, wo wir besiegt sind, müssen wir doch alle zusammenhalten.“

Vielleicht, erzählte meine Mutter, hat er das nur getan, weil er wußte, daß Vater nie in der Partei gewesen ist. Und sein eigenes Parteiaabzeichen, das hat der Kellermann, sogar in den letzten Kriegsjahren noch, immer am Revers getragen. Beim Bedienen im Laden sogar hinterm Tresen. Vorn auf der Brust auf seinem blauweiß gestreiften Kittel, da, wo immer die Blutspritzer saßen. So ein paar blasse Flecken im Leinenzeug. Die ließen sich wohl nie ganz rauswaschen.